

WOLFGANG KÜTTLER

Ein Problemspiegel kritischer Selbstverständigung. Zu Fritz Kleins Autobiographie

Wolfgang Küttler – Jg. 1936, Historiker, Professor am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin.

Fritz Klein: Drinnen und draußen. Ein Historiker in der DDR. Erinnerungen, S. Fischer Verlag Frankfurt/Main 2000, 376 S.

Fritz Kleins Autobiographie ist durch die Spezifik des darin erzählten Lebens und durch die Art der Darstellung weit mehr als diejenige nur eines »Historikers in der DDR«, wie der Untertitel lautet. »Drinnen und draußen«, der für sich allein zunächst erläuterungsbedürftige Haupttitel, verweist auf einen mehrfachen Überschuß, den diese Lebensgeschichte über die Innensicht dieser heute so umstrittenen Spezies von Geschichtswissenschaft hinaus besitzt.

Memoiren kann und sollte man eigentlich nicht »rezensieren« im engeren Sinne des Wortes; zu ihnen Stellung zu nehmen heißt vielmehr, Eindrücke zu artikulieren, die beim Lesen einer persönlichen Lebensgeschichte auch beim Beobachter in erster Linie individuell geprägt sind. Das gilt vor allem dann, wenn es sich um die eines Kollegen handelt, dessen berufliche Wirkungsstätte, die Akademie der Wissenschaften der DDR bzw. zuvor Deutsche Akademie der Wissenschaften, in mehr als zwei Jahrzehnten, von 1967 bis 1991, auch die eigene war: bis 1986 auch dasselbe Institut bzw. Zentralinstitut für Geschichte, dem Fritz Klein seit Juni 1957 angehörte und dessen Bereich Allgemeine Geschichte 1986 als eigenes Institut ausgegliedert wurde, wo er bis zu seiner Emeritierung 1989 Bereichsleiter und in der Krisen- und Abwicklungszeit 1990/91, auf Wunsch der Mitarbeiter nochmals »reaktiviert«, letzter Direktor war. Nach der fesselnden Lektüre reizt es da um so mehr, Fragen aufzunehmen und zu reflektieren, die der Autor stellt, kritische und selbstkritische und vor allem solche, die zum weiteren Nachdenken herausfordern.

Zum einen erlebte der Autor, Jahrgang 1924 – wie alle Deutschen seiner Generation – nicht nur die DDR, sondern vier politische und gesellschaftliche Systeme. Zum anderen kam er aus bürgerlich-konservativ und später reformerisch-sozialdemokratisch geprägten Verhältnissen. Schließlich ließ ihn seine erfolgreiche Karriere als international beachteter und geschätzter Forscher die DDR in den internen Strukturen einer »marxistisch-leninistischen« Geschichtswissenschaft wie in den internationalen Beziehungen der »scientific community« – und beides in einem stets spannungsreichen Verhältnis – wörtlich genommen von »drinnen« und »draußen« erleben.

Anders als viele seiner gleichaltrigen oder etwas jüngeren Kollegen, die heute wie er zur zweiten Gründer- oder ersten Schülergeneration der DDR-Geschichtswissenschaft zu zählen sind, ist Kleins Biographie durch Herkunft und Sozialisation mit den gesellschaftlichen Verhältnissen des deutschen Kapitalismus vor dem Kriege auf eine besondere Weise verbunden. Die Teile der Biographie, die der früheren Familiengeschichte in Siebenbürgen und dann der Kindheit und Jugend in der Weimarer Republik und in der Nazi-Zeit gewidmet sind, zeigen die Perspektive eines zunächst wohlbehütet und in herausgehobener sozialer Atmosphäre aufwachsenden jungen Menschen. Aus dieser Sozialisation wird auch

die Achtung und sogar liebevolle Zuneigung zu seinem Vater ebenso begreiflich wie die dabei immer durchscheinende Distanz zu dessen nationalkonservativer, antirepublikanischer Position. Fritz Klein senior unterstützte als Chefredakteur der konservativen »Deutschen Allgemeinen Zeitung« die erste nationalsozialistisch geführten Regierung und Reichskanzlerschaft Hitlers, scheiterte dann aber an seiner kritisch artikulierten »schwarz-weiß-roten« Abneigung gegen die vom Hakenkreuz symbolisierte alleinige Diktatur der Nazis.

Den Sohn prägte zu Hause und in der Schule eine bürgerlich-konservative, von den heftigen Krisenerschütterungen der ausgehenden Republik relativ abgeschottete und dann keineswegs pronazistische, noch weniger freilich zum Widerstand disponierende Atmosphäre. In dieser ließ es sich auch nach der Entlassung des Vaters und der damit verbundenen wirtschaftlichen Einschränkung der Familie und trotz keineswegs völlig unbeachteter Anzeichen von Krise und Terror relativ unbeschwert leben. Das wird aus der sachlichen, gewissermaßen hermeneutisch einfühlsamen Art, in der Klein über diesen Lebensabschnitt berichtet, ebenso plausibel wie später das Durchhalten als Wehrmachtssoldat, auch als sich Gelegenheiten zum Desertieren ergaben, trotz inzwischen gewachsener grundsätzlicher Opposition gegen den Faschismus. Diese hatte sich ebenfalls aus dem Schicksal der Familie ergeben. Nach dem frühen Tode beider Eltern (1936/38) nahm sich auf Vermittlung von Freunden der Familie das Ehepaar Deiters der in Deutschland verbleibenden Söhne Fritz und Peter an. Sie wurden nun in der neuen wiederum bildungsbürgerlich, politisch aber dezidiert sozialdemokratisch geprägten Umgebung (Heinrich Deiters war ein bekannter Pädagoge und 1933 von den Nazis entlassen worden) in eine zum Naziregime eindeutig oppositionelle Richtung gelenkt, ohne daß damit eine direkte Nähe zum Widerstand verbunden gewesen wäre.

Nach Kriegsende engagierten sich die Familie Deiters wie die Kleins entschieden für den radikalen Neubeginn im Osten. Für Fritz Klein begann nach der grundsätzlichen Entscheidung im »Neubeginn« die Historiker-Karriere über die Stationen Studium an der Humboldt-Universität, Museum für Deutsche Geschichte unter Alfred Meusel, Redaktion der »Zeitschrift für Geschichtswissenschaft« mit Beschädigung durch Revisionismus-Verdacht und Entlassung bis zur dann dauerhaften Forschungstätigkeit am Akademiejnstitut, zunächst wieder mit schweren politischen Auseinandersetzungen über die Haltung im damals besonders prekären deutsch-deutschen Verhältnis, speziell der Historiker (1964-67), schließlich zur viel beachteten Weltkriegs- und Imperialismusforschung mit dem Hauptwerk »Deutschland im ersten Weltkrieg« und zu einem erfolgreichen Wirken im In- und Ausland.

Darin vor allem zeigt sich das Grundanliegen, sich selbst entschieden kritisch und selbstkritischem Nachdenken zu stellen und andere dazu herauszufordern. Der glänzend geschriebene, anschauliche Text liest sich seiner inneren Struktur nach wie ein Problemspiegel zu der sich heute zwangsläufig stellenden selbstreflexiven Gretchenfrage, wie man es mit dieser Vergangenheit, die ja auch die eigene berufliche Arbeit, die Gestaltung des persönlichen

Vergleicht man die ersten Kapitel über Kindheit, Jugend und Krieg mit dem folgenden Hauptteil, der das Erwachsenenleben und die berufliche Karriere in der DDR schildert, so fesselt vor allem die Darstellung eines immer kritisch und selbstkritisch reflektierten Zusammenhangs des Erlebten, Getanen und Unterlassenen mit den Epochen deutscher Geschichte, in denen sich alles abspielte. Lebens- und Zeitgeschichte werden im Detail eigener Erinnerungen und in knappen Skizzen der allgemeinen Rahmenbedingungen auf eindrucksvolle Weise miteinander verbunden.

Der Autor betrachtet seine durch mancherlei Mißbelligkeiten und Zweifel durchgehaltene Lebensentscheidung für das Mitwirken an dem alternativen Versuch gesellschaftlicher Entwicklung in Deutschland auch in der Retrospektive zehn Jahre nach der »Wende« im Prinzip als etwas, von dem nichts zurückzunehmen ist. Aber er verbindet diese innere Konsistenz und die daraus erwachsende kritische Sicht auf die Welt des siegreichen bürgerlich-kapitalistischen Systems von heute mit einer konsequenten kritischen und zugleich selbstkritischen Haltung gegenüber dem gescheiterten Sozialismus vom Typ 1917 und seiner deutschen Variante, für die er sich in seinem beruflichen und politischen Wirken engagiert hatte.

und allgemeinen Lebensprogramms ausmacht, nun nach dem Scheitern von Staat und Gesellschaft zu halten habe.

Dramaturgisch eingebunden ist die Darstellung in die Wiedergabe von drei eigenen Redetexten, die – als »späte Einsichten« charakterisiert – den Weg vom skeptischen Festhalten an der für richtig befundenen Sache zur prinzipiell kritischen, aber weder historisch noch persönlich verleugnenden Distanz demonstrieren: die Dankesworte an die Gratulanten zu seinem 65. Geburtstag und zur Emeritierung im Juli 1989 und die Abschiedsrede bei der Auflösung des Akademieinstituts für Allgemeine Geschichte am 16. Dezember 1991 zu Beginn; ein Uraniavortrag 1997, worin er aus Anlaß des 80. Jahrestags der russischen Oktoberrevolution die Exponenten der beiden sich damals teilenden Welten, des russischen Revolutionsführers Lenin und des amerikanischen Präsidenten Wilson, verglich, am Schluß des Buches.

Der erste Text (S. 7-11), dem Anlaß entsprechend eine Kurzform der Biographie, stellt zugleich eine mutige Kritik in der Atmosphäre allgemeiner Nervosität der Oberen wie der Regierten in der im Sommer 1989 nicht mehr zu verdrängenden Existenzkrise der DDR dar: Bewegt seien nicht nur die Zeiten der Herkunft, sondern auch die Vorgänge der Gegenwart, und alle Hinweise auf die Überzeugung, daß die Sache des Sozialismus richtig sei, und auf Erfolge eigenen Tuns könnten und dürften nicht den Eindruck erwecken, alles sei immer richtig gewesen. Wenn so viele vor allem junge Menschen das Land verließen, müsse man darüber nachdenken, was die tieferen Gründe dafür seien. Nur durch »Ehrlichkeit, Offenheit und gewissenhafte Prüfung der eigenen moralischen Integrität ... gewinnen wir Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft« (S. 11)

Als diese Krise dann entschieden, die Sache verloren und das eigene Institut aufzulösen war, mahnte Klein, man könne die Vergangenheit weder »bewältigen« noch einfach abstreifen, sich auch nicht mit der banalen Wahrheit trösten, es sei doch in der DDR nicht alles schlecht gewesen. Vielmehr gehe es um »das bohrende Fragen danach, was man Gutes oder Schlechtes, Richtiges oder Falsches getan, gesagt, geschrieben hat«, was man besser hätte machen und was besser unterlassen sollen. Auf eine solche »ernste Selbstprüfung« könne niemand verzichten, »ohne sich, möglicherweise erneut, selbst zu beschädigen«. (S. 13)

Sechs Jahre später, in einem allgemeinen historischen Resümee, stellt sich Klein der vollen Einsicht in das Scheitern des Experiments von 1917, und »daß die von vielen großen und kleinen Staaten des Westens gelebte Demokratie« sich allen diktatorischen und vormundschaftlichen Systemen gegenüber als überlegen erwiesen habe. Zugleich plädiert er eindringlich für die historische Berechtigung der 1917 versuchten Alternative zu Imperialismus, Krieg und sozialer Ungleichheit. Der zitierte Passus schließt mit dem Diktum Erich Frieds: »Wer will, daß die Welt so bleibt, wie sie ist, der will nicht, daß sie bleibt«, und die Verpflichtung, die Historiker sollten das Wenige, das sie dazu tun könnten, auch in Zukunft versuchen, stehen vermächtnishaft am Ende des Buches. Aber was den realen Sozialismus betrifft, können »Überlegungen dieser Art«, so heißt

Vor allem aber sei die Vorstellung falsch, »man diene der eigenen Sache besser, wenn man ihre Schattenseiten verschweigt«, auch wenn diese »als Ausdruck von Parteilichkeit quasi in den Rang einer philosophischen Kategorie« erhoben werde.

Mit aller Schärfe kritisiert er das Versagen des siegreichen Kapitalismus vor der Chance, eine friedlichere Weltordnung herbeizuführen, die Dominanz von Machtpolitik und ökonomischem Profitstreben, die fortbestehende Ungleichheit und andere Gefährdungen der Welt vor 2000.

es zuvor ebenfalls unmißverständlich, nur dann Beachtung verdienen, »wenn sie nicht dazu gebraucht werden, das grundsätzlich gebotene klare Nein zu dem zu Recht untergegangenen Gesellschaftssystem zu zerreden.« (S. 364)

Auf den ersten Blick mag dies widersprüchlich erscheinen. Wie kann eine Sache als historisch berechtigt, als bedenkenswerte Alternative und daher auch nicht zurückzunehmende Orientierung des eigenen persönlichen und beruflichen Lebens gelten, wenn zu ihrer historisch realen Existenzform schließlich nur ein klares »Nein« zu sagen ist? Noch am 4. November 1989 hatte Klein mit Begeisterung die große Demonstration auf dem Berliner Alexanderplatz erlebt, deren Organisatoren und Redner für eine erneuerte sozialistische Ordnung in der DDR plädiert hatten, und selbst nach dem Fall der Mauer unterschrieb er in diesem Sinne den Aufruf »Für unser Land«, wenn auch schon als ein »Akt mehr trotzigen Wunschdenkens als realistischer Zukunftserwartung« (S. 343).

Aber wer das ganze Buch gelesen hat und seinen Autor kennt, dem fügen sich die scheinbar kontradiktorischen Aussagen zum Fazit eines konsistenten Lebensentwurfs zusammen, dem er stets treu geblieben ist. Er beschreibt ihn für den Moment, als der erste Schwung des Aufbruchs und Neubeginns durch die sich abzeichnende und bald staatlich vollzogene Teilung Deutschlands, die Konfrontation des Kalten Krieges und die eigenen Erfahrungen mit repressiven Maßnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht und der KPD/SED überschattet wurde. (S. 140ff.): Viele, die zunächst am Neuaufbau mitgewirkt hatten, wandten sich ab und gingen in den Westen – und dies nicht nur aus zu verurteilenden Gründen, wie er damals geglaubt habe. Obwohl durchaus frei von Verklärungen des Ostens und nicht ohne Zweifel, entschied er sich für den sozialistischen Weg, den er für den im Kern besseren hielt im Vergleich zu einer Gesellschaftsordnung, die zwei verheerende Kriege, Not und Krisen, Ungleichheit und Unterdrückung hervorgebracht und die, nach westlichem Muster, mit Demokratie gleichzusetzen ihm nicht in den Sinn kam.

Auf dieser Linie lagen später seine Forschungen zunächst zur Geschichte des Ersten Weltkriegs und zum Imperialismus, dann in den 1980er Jahren insbesondere auch zum Verhältnis von Krieg und Frieden in der Geschichte des Kapitalismus und in der koexistenziellen Auseinandersetzung der Systeme unter den Bedingungen der atomaren Bedrohung der gesamten Zivilisation. Der Gegenstand Imperialismus und Erster Weltkrieg schien besonders geeignet, ein zutiefst politisches Anliegen mit Forschungen zu ungelösten Fragen zu verbinden, ohne dabei allzusehr durch parteigeschichtliche Interventionen eingeengt zu werden, wie das die Kollegen, die über den Zweiten Weltkrieg arbeiteten, oft genug erfahren mußten. Theoretisch und methodisch sollten diese Arbeiten an einem flexibel aufgefaßten marxistischen Geschichtsverständnis orientiert sein. »Ich wollte hinaus über den Marxismus-Leninismus, aber nicht weg von Marx und auch nicht von Lenin«, im Sinne der Marxschen Zurückweisung schablonenhafter Universaltheorien, nach denen die Geschichte zurechtgestutzt werde, und auch des »au fond« dialektischen Theorieverständnisses (S. 291f.),

Imperialismus und Militarismus, schreibt Klein, »waren für mich keine Schlagworte der Propaganda – sooft sie auch dazu mißbraucht wurden«, sondern sie »bezeichneten reale Zustände, die überwunden werden mußten.« Die Defizite des Neuen, besonders hinsichtlich der Demokratie, waren ihm bekannt, aber er hielt sie nicht für systembedingt und daher auch nicht für unaufhebbar. »Ich glaubte vielmehr an die Möglichkeit, daß auf die Dauer die in meiner Sicht prinzipiell systemeigene Orientierung auf Gleichheit, Gerechtigkeit, Demokratie und Frieden durchgesetzt werden könnte«. Dafür wollte er politisch und als Historiker aktiv sein, nicht gegen das System, sondern weil er es »reformierend erhalten und festigen wollte.« (S. 143)

das der Leninschen Imperialismus-Analyse zugrundelag, die er in vielem für zutreffend hielt und noch hält. (S. 267)

In dieser Richtung fand Klein »draußen« Gleichgesinnte unter kritischen marxistischen Historikern in Ost und West, die der seit dem Internationalen Historikerkongreß mit Klein bekannte italienische Kollege Ernesto Ragioneri als »die Unsrigen« bezeichnete. Gemeint war damit keinerlei organisierte Gruppe, aber mehr als bloß gemeinsame wissenschaftliche Interessen: »eine Gemeinsamkeit im Streben nach einer gerechteren Ordnung der Gesellschaft und des menschlichen Zusammenlebens, in der Ablehnung undemokratischer Vorherrschaft, sei es einer stalinistischen Partei, sei es eines lediglich profitorientierten, ausbeuterischen Kapitalismus/Imperialismus« (S. 232). Und Gleichgesinnte gab es auch »drinnen«, unter den direkten Mitarbeitern und Kollegen – das Buch enthält eine Reihe von Kurzbiographien und Würdigungen in- und ausländischer Kollegen. Vor allem aber hatte er das große Glück, immer im Verbund einer größeren Familiengemeinschaft Harmonie und Halt zu finden, in Krieg und Nachkrieg bei den Deiters, deren Tochter Dorle er heiratete, und dann in der eigenen Familie und durch die Bestätigung, die gleiche Gesinnung und Erfolge der Kinder bedeuten.

Insgesamt gesehen, war die Priorität der Erhaltung und inneren reformerischen Ausgestaltung des Sozialismus der Leitfaden für Kleins Wirken, auch in den krisenhaften Entscheidungen auf dem Wege des DDR-Sozialismus und des »sozialistischen Lagers«, zunächst im Juni 1953, dann nach dem 13. August 1961 und dem Bau der Mauer, schließlich sogar noch, wenn auch mit wachsender Skepsis, nach dem Einmarsch der Warschauer Pakttruppen in der Tschechoslowakei und dem Ende des Prager Frühlings 1968, und während der sowjetischen Perestrojka, als die DDR-Führung endgültig jede Reformfähigkeit vermissen ließ.

Im Zusammenhang mit dem 17. Juni 1953, als er der offiziellen Version vom faschistischen Putsch nicht zu folgen vermochte, aber auf die Chance innerer Erneuerung setzte, beschreibt Klein diese Grundposition als eine Denkweise, die – wie viel später klar geworden sei – »in eine Falle« führte. »Die Grundlagen des Systems zu bejahen und zugleich seine Unvollkommenheiten beseitigen zu wollen, bedeutete einen Widerspruch«, denn diese Haltung führte im Härtefall stets an die Seite »derer, die den Fortbestand der gesellschaftlichen Machtverhältnisse repräsentierten.« Das aber seien vom Politbüro über die verschiedensten Funktionärssebenen bis hin »zum dogmatischen Institutsdirektor und Parteisekretär gerade diejenigen gewesen, »deren Haltungen und Handlungen so dringend der Kritik bedurften.« Infolge der »reformresistenten Macht- und Gewaltpolitik der Herrschenden und der Schwäche ihrer Kritiker« sei dies schließlich zur »tödlichen Falle« des Sozialismus geworden. (S. 170)

Allerdings ist die Trennung dieser Fronten nach Personen, Institutionen und Funktionen so klar nie gewesen. Die grundsätzliche scharfe Kritik nicht nur an den Zuständen, sondern auch an den Verantwortlichen, die sich als nicht veränderungsfähig erwiesen, soll durch diese Relativierung nicht abgeschwächt werden. Er

Aber die Trennungslinien waren immer unscharf und werden auch von Klein an vielen Stellen des Buches als durchaus fließend dargestellt.

betont z.B. am Beispiel der Diskussionen um die Marx-Ehrung 1953, daß sich Wissenschaftler und Funktionäre durchaus nicht immer in dieser Weise gegenüberstanden, sondern häufig auch in einem beiderseits auf sachlicher Grundlage gewollten Konsens miteinander diskutierten (S. 162). Zudem wechselten die Funktionsverhältnisse im Laufe eines politisch und fachlich im System engagierten Lebens häufig. Hier Objekt, war man nolens oder auch volens andernorts Subjekt von Leitung, Beeinflussung, Unter- und Überordnung, und damit konnten die Teilnehmer- und Beobachterperspektiven bisweilen sogar radikal wechseln. Das Beispiel Ernst Engelbergs, den ich grundsätzlich anders, aber auch zu einer anderen Zeit und in einer anderen persönlichen, fachlichen wie allgemein politischen Konstellation kennenlernte, als es die bitteren Erfahrungen Kleins Mitte der 1960er Jahre nahelegen würden (S. 214f.), zeigt, wie sehr die Art von Begegnung oder Konflikt auch von der jeweiligen Situation abhängt.

Schließlich – und darauf kommt es mir besonders an – zeigt der Autor in seinem sehr ehrlichen, nichts verschweigenden Bericht ja selbst, daß die Fronten von aktiver oder angepaßter Systemtreue einerseits und zu schwacher Kritik andererseits emotional und rational auch im Bewußtsein aller Beteiligten und auch in der eigenen Brust selbst anzutreffen waren. Respekt verdient hier die plausible und sehr kritische Wertung seiner zeitweiligen, die äußeren Beziehungen vor allem zu den USA betreffenden Kooperation mit der Stasi. (S. 288f.)

In letzterer Hinsicht zeigen nicht zuletzt die von Klein sehr zurückhaltend, aber mit erkennbarer Kritik geschilderten zwiespältigen Erfahrungen mit der Evaluation und Auflösung der eigenen Wirkungsstätte und mit der späteren Beteiligung an der Strukturkommission zur Neugestaltung der Geschichtswissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin das Prekäre einer solchen Situation.

Dies verweist auf ein tiefergehendes Problem – die grundsätzliche Frage der Alternativen auf einem Wege, der zum Scheitern führte, der aber dennoch vielen, die ihn einschlugen, als historisch zunächst (und bis wann?) legitimer Versuch einer anderen, gerechteren Gesellschaftsordnung erscheint, auch wenn sie nicht mehr auf seine direkte Fortsetzung zu warten bereit sind. Klein war schon frühzeitig auf der Suche nach alternativen Möglichkeiten, handelte sich dabei repressive Kritik und Beschädigungen ein, bekam aber immer wieder auch die Möglichkeit, Spielräume der Forschung, der Diskussion und der internationalen Aktivität zu nutzen. Enttäuschungen und Hoffnungen, Niederlagen und Erfolgserlebnisse kennzeichnen diesen Weg bis zur Endkrise der DDR. Wo war da die Schranke, der »point of no return«, der jedes weitere Engagement delegitimiert hätte?

Es bleibt – wie bei allen, die solche Fragen stellen – schließlich offen, wo die Suche nach alternativen Lösungen im System hätte aufhören und die eindeutige Opposition hätte beginnen müssen.

Es ist ein besonderes Dilemma der Verpflichtung gegenüber einer Sache, die sich durch das Monopol einer einzigen Meinung definiert, daß es jeder schwer hat, der sie während ihrer Herrschaft differenzierend verändern oder nach dem Scheitern differenzierend beurteilen möchte.

Wie für alle wissenschaftlich beachteten Zweige der Geschichtswissenschaft in der DDR, so auch für das Lebenswerk ihrer Akteure gilt, daß spätere Generationen über ihre Leistung und über ihre Rolle in der sie bestimmenden Zeitgeschichte zu befinden haben. Kleins Autobiographie ist ein Baustein, eine Quelle von Rang, um differenzierende Urteile zu befördern.